

Der Blondin von Namur.

—•••—
Erzählung

von

Heinrich Bschoke.



Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Im Einverständniß mit Herrn H. A. Sauerländer's Verlagshandlung in Karau in die Universal-Bibliothek aufgenommen.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur in Flandern wohnte eine alte fromme Wittve sehr eingezogen und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen handelte, wußte von ihrem Dasein nicht. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch so unbekannt gestorben, als sie gelebt hatte, we... sie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit der Stadt, wenigstens einer Hälfte derselben, und zwar noch dazu der schönern, an sich zog, da er kaum fünfundzwanzig Jahre alt sein mochte. Er war ein guter Junge, Frau Le Blond hatte ihn aufs frömmste erzogen; böhere Gesellschaften, als seine Mutter und die nächsten Verwandten, sah er nie; Geld hatte er nie viel in der Tasche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war sehr mäßig in seinen Wünschen; sehr fleißig, sehr ehrlich, sehr verständig. Aber alle diese Tugenden würden ihn in Namur nicht bekannt gemacht haben, wenn er nicht der schönste Jüngling gewesen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er so schön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn sah, mit der eigenen Lieblichkeit seiner Gesichtszüge, mit dem wunderbar-freundlichen Blick seiner blauen Augen: so sagte Jeder, er sei schön. Und wegen seiner krausen, goldigen Locken um die Schläfe, nannte ihn ganz Namur nur, statt Herr Le Blond, schlechtweg den Blondin. Es war damals Mode, daß ein junger Herr von Welt den Degen an der

Seite und die Perrücke auf dem Kopfe haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparsamkeit nichts davon wissen. Sie ließ ihrem Sohn statt des Degens die Elle, und statt der Perrücke das blonde Lockengekräusel. Und Jedermann oder vielmehr Jedermannin fand das gar allerliebste und naive.

Der ehrliche Blondin selbst bekümmerte sich übrigens am wenigsten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebste fände oder nicht. Er hielt sich für einen Menschen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an sich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkürlicher Güte ansahen, wenn sie ihn ansahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt; darin war ihm nichts Befremdendes; er gab sich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzustellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Gespräche verstrickten, dachte er nur, sie schwätzen doch alle gern, nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbstvergessenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder und ließ sie gehen.

Sie gingen und kamen gern, selbst aus bessern Häusern, zur Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, der Himmel segnet unsere Frömmigkeit, unsere Ehrlichkeit, unsern Fleiß.“ Der Sohn dankte dem Himmel für die Güte.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig wie ihr Sohn; trotzdem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger forderte, zahlte man, ohne einen

Denier abzumarkten. „Ei nun,“ sprach die Mutter, „ich bin eine alte, mürrische, schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Setz arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen.“

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Des Blondins Noth.

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!“ sagte Frau Le Blond: „Laß mich schaffen.“

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mühmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es ist ein wirthschaftliches Mädchen. Schon als Kinder spielten wir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim sprach mir noch vor einigen Tagen davon.“

„Mit mir auch!“ sagte Frau Le Blond: „Aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Ursachen. Von diesen will ich dir nur das erste halbe Duzend sagen. Also erstens: so lange es mit unserm Handel im Laden kümmerlich ging, sah uns dein Herr Oheim nicht über die Achsel an. Jetzt, da der stolze Herr bemerkt, daß meine Kundenschaft wächst, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie ist recht gut, recht brav, recht wirthschaftlich; aber sie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was seine Frau ist, sondern was sie hat. Sie hat kein Vermögen; du auch nicht. Null mit

Null multiplicirt, bringt Null. Drittens: Ihr Beide seid Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Geseze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Geseze einwilligten. Viertens — —“

„Schon genug, Mütterchen!“ sagte der belehrte Sohn: „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine andere.“

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine andere, die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unlieblichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wol auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet, der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Aubeter ihres Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blondin hörte, vor Scham und Wonne so sehr, daß sie im ganzen Gesichte grin wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquisition hörte, ward's ebenfalls ganz grün vor den Augen. Nachdem er sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe und sprach: „Mütterchen, seht, ich will Euch nicht ein-, sondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erstens bekomme ich, wenn ich nur daran denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Säusen in den Ohren; fünftens — —“

„Halt!“ rief Frau Le Blond, welche die übrigen paar hundert Gründe nicht hören wollte: „du sprichst wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen,

wenn wir das Paulet'sche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umsetzen, wie viel wir gewinnen?"

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond bestand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf sein junges Herzchen. Es geht manchmal so; man weiß es ja wohl. Sie ward mürrischer; er trauriger. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber lustwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama gewesen, er würde in die weite Welt gelaufen sein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er schon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erscheinung.

Eines Morgens befand er sich nach seiner Gewohnheit in der Kirche, die Messe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches kostbar, doch einfach in Reifelleider gehüllt, das Gesicht mit einem goldgestickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich sie den Rosenkranz fleißig durch die Finger spielen ließ, schien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie schien den Blondin mit Aufmerksamkeit zu beobachten; dann flüsterte sie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenschein genommen.

Der Blondin sah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „die mag wol auch nicht so häßlich sein, als der mir zuge dachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers und vermehrte damit nur sein Herzleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen sich ebenfalls erhoben und davon

gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, lassen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutsche, setzten sich selbst in eine zweite und fuhren davon. Der Blondin schloß daraus, es müßten hohe Herrschaften sein.

Diese vorübergehende Erscheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er sie am andern Tage wieder hatte. Als er, um sich die Grillen zu vertreiben, durch die untere Stadt über die steinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den Schloßberg zu ersteigen. Auf den Stufen der untern Bergstiege begegneten ihm die in der Kirche erblickten Herren; auch standen da wartend die beiden bekannten Kutschen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgestickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langsam im Gespräch und Umschauen. Denn man übersieht von da gar schön ganz Namur, wie es zwischen den zwei Bergen liegt, von der Maas und Sambre und dem Flüsschen Veberin durch- und umflossen.

Allein Frauenzimmer, wenn sie eine Treppe hinabgehen, müssen nicht viel plaudern oder umschauen. Es gibt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflocken den Weg schlüpfrig machen. Die Verschleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin slog zur Hilfe die Stufen hinauf und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich seinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte sich aber am Fuß ein wenig wehe gethan; darum stand sie öfters still, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da sie hörte, daß er unter andern auch einen Spigenhandel führe, verlangte sie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gasthof, wo sie wohne und die Stunde, in welcher er die Spigen zu ihr bringen sollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder

die Treppe heraufgekommen, um sich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber fast in Ohnmacht fielen, sie äußerst behutsam hinab und zum Wägelchen führten und den Blondin stehen ließen.

Dieser setzte seinen Gang fort, erzählte der Frau Blond davon und fragte in der bestimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gasthose. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reisekleidern, das Gesicht mit dem goldgestickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köstlichsten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte, was er forderte, legte noch einige Goldstücke hinzu für seine Bemühung und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder wie den Morgen auf der Treppe des Schloßberges. Der er unter andern sagte, daß er in seinem Leben noch nicht weit außer Namur gekommen sei, sagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienste treten? Da sehen Sie ganz Frankreich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als Ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem und meines Gemahls Geheimschreiber.“

Sie sagte das mit einer so weichen, gültigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; besonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näselnden Ton hatte. Aber seine alte Mutter verlassen — das konnte er doch nicht über sein Herz bringen. Und hatte er schon zehnmal geschworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abschlägige Antwort und versicherte, er könne nicht von seiner betagten Mutter scheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Blond hoch an. Diese, welche sich von ihrem Sohne nichts, als ihre mütterliche Zärtlichkeit, hoch anrechnen lassen wollte, sprach: „Geh', wenn du willst, Ungehör-

samer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn ich sehe, es ist dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet schon zu weit im Handel, als daß sich's da mit Ehren zurücktreten ließe."

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war schon abgereist.

Kriegsnoth.

Die Erscheinung war bald vergessen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwischen macht Gewohnheit Alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon und sagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann zu sein. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was that man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmal hunderttausend Mann zu Gebote stehen? Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchst eigener Person endlich auch im Jahre 1692 vor Namur und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Centnern Pulver alle Heirathspläne der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer acht-tägigen Belagerung eroberte er die Stadt und nach zwei-undzwanzig Tagen die Schösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod der Mutter betrückte ihn doch. Die gute Mama hinterließ ihm inzwischen mehr

Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteljahr verließ er das kleine Haus, worin sein enger Kramladen in einer kleinen Straße lag und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straßen der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn noch in der neuen Wohnung ein Gärtchen, das ihm hinter dem großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über Alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts mit andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht in Grünen war. Nur kleine Häge von Hagebuchen und Weißdornen, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Paradies von dem andern, so daß man alle wie ein Gemeingut der Nachbarschaft ansehen konnte. Der Blondin hatte in seinem Theile sogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beschloß er seine schönsten Stunden zu leben und die italienische Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien so gut briefwechseln zu können, wie andere Seiden- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauses, welches er im Bodengeschloß bewohnte, war der Präsident des hohen Oberamts (souverain baillage) und bekümmert sich wenig um seinen Miethsmann.

Es ging Alles ganz vortrefflich. Die Kundinnen im Laden ließen den guten Blondin nicht im Stich; sie hatten immer etwas zu besehen, zu untersuchen und zu kaufen. Der Blondin schien täglich schöner zu werden; die Namuresinnen aber behaupteten, sein Waarenlager sei da beste in der Stadt, sein Preis der billigste.

Gingegen mit der italienischen Grammatik ging's den:

nicht so gut. Italienische Sprachmeister gab's zu Namur nicht. Es war ein mühseliges Geschäft. Dazu kam un-
verhofft noch eine andere Störung seiner Lectiōnen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italienischen Grammatik unterm Arm, nach seiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, — und wie er in die Laube trat, saß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, zart und prächtig wie eine Lilie; kurz, ein Mädchen, wie Herr Le Blond in seinem Leben nicht gesehen hatte. Denn solchen warmen Schnee des Angesichts und Halses und solche Wangen von Karmin aufgeröthet, Lippen wie Blut, Augenbrauen wie mit chinesischer Tusche gemalt in seinem Halbbogen und um das reizende Köpfchen ein dunkles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger überlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie wußten noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm und er kniete beinahe, und Beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihm mehr in die Augen als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wunderbar fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus Allem, sie Beide seien Nachbarn, Das hinter dem Le Blond'schen Garten ge-

legene Gärtchen gehöre zu dem großen Hause, welches hinterwärts an der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen Italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Grammatik, weil sie erst seit dre Monaten aus Italien angelangt sei und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch Beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Geberden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen Jacqueline. Darauf beurlaubte sich Jacqueline und nahm die Grammatik vom Tische und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen durchsichtig wie Smaragd. Er selbst empfand eine Art Schwindel, als wenn er bebert worden wäre. Er setzte sich auf dieselbe Stelle des Bänkchens, wo sie gesessen hatte; und es durchschauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er redete wie im Rausch und becomplimentirte sich noch mit der längst verschwundenen Schönheit, als wenn sie zugegen wäre. Jetzt erst verwünschte er recht von Herzen seine Unwissenheit in der süßtönenden Sprache Toscana's. Er schwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu lassen, um der Nachbarin sagen zu können — er wußte selbst nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, sah er ein fremdes Buch auf dem Tische. Es war die französische. Jacqueline hatte in der verzeihlichen Verwirrung des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutasten, welches ihre zarten Fingerspitzen geweiht hatten,

und verwünschte sein Schicksal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italienische Grammatik sei, welche, von Jacquelines entführt, von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genas den ganzen Tag nicht; und waren keine Käufer oder Käuferinnen im Laden, saß er gewiß im Hinterstübchen und starrte durchs Fenster nach der Jasminlaube und zum großen Hause dahinter hin. Erst am Abend fiel ihm bei, daß es schicklich wäre, der schönen Nachbarin die vertauschte Grammatik zurückzutragen und eigenhändig zu überreichen. Er machte sich sogleich auf; in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Fiacre erreicht. Das große Haus, ein wahrer Palast, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe las er mit großer Schrift auf schwarzem Schilde den Namen der Geschwister Buonvicini, Buchhändlerinnen von Milano.

So weit ging Alles gut. Allein jetzt bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Angst oder Muthlosigkeit. Er ging am Palast vorüber, die lange Straße hinunter, und erst in ziemlicher Entfernung hatte er sich wieder erholt. „Warum soll ich nicht hineingehen?“ dachte er: „Ich will ja in dem Hause kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Palaste näher kam, stieg neue Aengstlichkeit in ihm auf. „Was wird sie sagen, wenn sie dich mit der Grammatik erblickt? Wird sie nicht glauben, du seiest ein äußerst zudringlicher Narr? Könntest du nicht warten, bis sie selbst ihr Buch fordert? Und welche von den Geschwistern Buonvicini ist eigentlich Jacqueline? Wer weiß denn, ob sie eben zu Hause ist? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, sie noch einmal wieder zu sehen.“

Mit solchen Betrachtungen war er schon wieder steifen Schrittes am Palaste vorbei, die Straße entlang. Je mehr er sich entfernte, desto reger ward die Sehnsucht zum Pa-

last. Er schwenkte wieder um, und ging — richtig wieder vorbei. So trieb er's noch eine Stunde, bis es völlig finster geworden. Dann schlich er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in sein Hinterstübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröstete sich indessen bald. Jacquelines Grammatik legte er, als Geißel für nochmaliges Zusammentreffen mit deren Besitzerin, hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenschaft. Das Nachteffen schmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Lust und baut recht schöne Schlösser in die Luft.

So, zum Beispiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz ausserwählt für seinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Pläne; zum Beispiel auch den, daß die reizende Jacqueline die einzige in der Welt sei, die sich dazu eigne, Herrn Le Blancs Frau zu werden. Die einzige Frage war nur: wie sie gewinnen?

Der Blondin hatte alles Uebrige gut berechnet und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stück hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Palast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapfersten Generale Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein schlechter Politiker, wußte gar nichts vom Dasein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerseits — denn da ich dem Leser einma

in Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wol das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der bezauberten Jasminlaube gegangen. Der Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treuestes Gedächtniß im Herzen. Und das Bild eines Blondins im Herzen haben, ist für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äußerst mißliche, ja sogar gefährliche Sache.

Sie war begierig zu wissen, wer der Blondin sei. Aber das bloße verdächtige Wort Blondin hätte sie gegen ihre Mutter oder gegen die Kammerfrau nicht aussprechen können; sie fürchtete, man möchte gleich etwas anderes errathen. Sie begnügte sich also, nur durch Umwege zur wissenschaftlichen Sache zu gelangen; und als sie einmal erfahren hatte, in dem großen Hause, zu welchem die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug bemerkt. Aus einem Papierchen schloß sie, daß der Lernbegierige bei der Conjugation *io amo* stehen geblieben war, was sie schon sehr gut und richtig ins Französische durch *j'aime* zu übersetzen wußte. Sie ward diesmal beim Uebersetzen aber ganz verwirrt und unruhig und ging mehr als einmal des Tages in das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durchs Fenster die Jasminlaube sehr deutlich sehen konnte.

Alle Morgen sahen die jungen Leute gleich nach Sonnenaufgang durchs Fenster nach der Laube. Einer wartete nur auf den Andern, um die Grammatik zurückzustellen. Weil aber Jeder wartete und Keiner zuerst erschien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline ward recht ungeduldig und der Blondin starb vor Sehnsucht.

Die Lehrstunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgegangen — beschloß Herr Le Blond, seine Jasminlaube wieder zu besuchen. Und wie er ans Fenster trat, sah er im Garten der Putzhändlerinnen schon Jacquelinens Gestalt im weißen Morgentleide zwischen den Geblißchen wandeln. Blitzschnell stand er, die Grammatik unterm Arm, zwischen seinen Blumenbeeten und stellte sich emsig suchend; beim Bücken aber schielte er verstohlen nach der Lebendigen, jenseits der Laube umherwandelnden Blume. Sie näherte sich dem Jasmingewölbe, er auch. Man zeigte einander die Gefangenen; man beschloß die Auswechslung derselben.

Als einmal Sprache gewonnen war, gerieth man sehr natürlich auf das Capitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über Schwierigkeiten des Französischen; der Blondin über das Mißselige des Italienischen. Einer fühlte bei der Klage des Andern die süße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen ergaben sich von selbst, daß Einer des Andern Lehrer und Schüler sein wolle. Die erste Stunde nach Sonnenaufgang ward von Beiden dem Unterricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprüchwort stand: Morgenstunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lernbegierigen ganz vortrefflich zur Schulstube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Sie setzten sich neben einander auf das Bänkchen und nahmen sehr ernsthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der ersten Stunde die besten Fortschritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe geseßen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar seine Schläfe von einer ihrer schwarzen Locken, durch-

schauerte es ihn sonderbar; er vergaß den Zusammenhang des Vortrags und seine Stimme gerieth ins Stocken, als wäre er von Engbrüstigkeit gequält. Oder wenn Jacquelines Hand unvorsichtig im Nachweisen der Buchstaben und Silben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geschah ihr zuweilen, daß sie keinen Buchstaben mehr sehen konnte, ungeachtet sie doch sonst eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der ersten Stunde konnte man es nicht gleich zu genau nehmen; man versprach sich mehr von der zweiten. Die Lernbegierde der jungen Leute war so außerordentlich groß, so musterhaft, daß beide schon vor Sonnenaufgang am andern Morgen in der Jasminlaube bei der Grammatik saßen. Allein es begegnete nun, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt sprach und die Schülerin so viel Ungeschicklichkeit bewies, daß sie ihren niedlichen Zeigefinger beim Lesen statt auf die untern Zeilen auf die obern legte. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und sie an die rechte Zeile zurückführen. Aber da verloren Beide das Gedächtniß; Keiner wußte mehr von der rechten Zeile. Beide wurden stumm wie die Fische, glühten wie im Fieber und starrten, als wären sie im tiefsten Nachdenken über die Eigenthümlichkeiten der zu lernenden Sprache, das Lehrbuch an, dessen Zeilen verworren durcheinander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und besser machen, was in den beiden ersten versäumt oder schlecht gerathen war. Bisher hatte der Blondin unterrichtet, jetzt ward die Schülerin Schulmeisterin. Er gestand demüthig, er sei im Selbstunterricht beim Verbum *io amo* stehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören, da er glaube, es ziemlich auswendig zu wissen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne sie jedesmal sein Italienisch ins Französische übersetzen.

Man ließ sich aufs Bänkchen nieder, legte die Gram-

matif weg, und der Blondin, um sich gegen alle Zerstreuung zu schützen, dachte, es sei gerathener, ein= für allemal die Hand seiner Lehrerin zu nehmen und festzuhalten, um nicht etwa mitten im Aussagen sie von ungefähr zu berühren. Ein stilles Beben ergriff bei dieser Gefangennahme die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweise nicht, weil ihn selbst ein unerklärliches Zittern befiel.

Nach langem Stillschweigen, was jedoch Beiden kurz zu sein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Das erste Tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo.“ — Gut, daß er die Uebersetzung erwarten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie übersetzte, indem sie beschämt die Augen niedersenkte, mit flüsternder Stimme: „j'aime, ich liebe.“

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, stotternd zu sagen: „Tu ama.“

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und sagte: „Tu aimes, du liebst.“

Er fuhr fort und zog ihre Hand unwillkürlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt.“

„Il aime, er liebt!“ setzte sie leise hinzu und warf ver= stohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen und fing an: „Nous aimons, wir lieben.“

„Das ist nicht recht,“ sagte die Lehrerin: „hübsch italienisch müssen Sie es sagen!“

Er sah ihr ins schwarze Auge und sagte mit einem Gnade bittenden Blick wieder: „Nous aimons! wir lieben.“

Das ins Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiderte bewußtlos: „Nous aimons, wir lieben;“ besann sich aber schnell und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber,“ sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!“ und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachlässigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während Beide lispelten: „Nous aimons.“

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wunderviel gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stunden über die Lektion und Einer mußte so viel, als der Andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tag zu Tag größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, eine einzige Lektion machte die ganze Lust schwül. Man lernte ohne Grammatik sprechen, denn man hatte außerordentlich viel zu sagen.

Der Blondin liebte freilich nur die Putzhändlerin und Jacqueline den Präsidentensohn; — aber auch, als Beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen gebüßt. Man liebte um so inniger, um so geheimer, je hoffnungsloser der Wunsch zur ewigen Verbindung durch Priesterhand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ seufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ seufzte sie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verschwiegene Jasminlaube durchsichtiger und streute Schnee über die Gartengänge, der jeden Fußtritt darin verrieth. Man sah sich seltener; allenfalls von den Fenstern her, oder in der Kirche, oder im

Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß immer Wege zu finden.

Trotz aller Wege fand sich aber doch kein einziger zum Ziel. Beide schworen zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch selber, daß sie jemals den Schwur erfüllen könnten.

Eines Tages saß der Blondin in traurigem Nachdenken um sein Schicksal in einem der angesehensten Weinhäuser von Namur. Der Nectar wollte ihm nicht schmecken. Jacquelines hatte der Unglückliche seit acht Tagen nicht gesprochen. Sie war indessen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gastmählern gewesen, und diesen Tag sogar in seinem eigenen Hause mit ihren Eltern zum Nachtessen und Tanz beim Oberamtspräsidenten eingeladen. Darum — er ging sonst nie in ein Weinhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend seinen Laden geschlossen und war davongelaufen, um nicht anhören zu müssen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war sehr unglücklich.

Neben ihm saß ein Herr im grauen Ueberrock, schon bei Jahren, still und ernst. Er trank ein Glas Pontal ums andere.

„Nicht so,“ sagte endlich derselbe zu ihm, „Sie sind der Herr Le Blond?“

Der Blondin sah ihn an und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn schon seit zwei Tagen mehrmals gesehen; einmal im Laden bei sich, wo derselbe ein kostbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wol zwanzigmal auf der Straße vor seinem Hause auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in seinem hagerm, gelben Gesicht und ein paar Augen, die düster funkelten. Der Blondin beantwortete seine Frage.

„Sie scheinen nicht vergnügt zu sein!“ fuhr der Fremde fort.

„Wol möglich. Man ist nicht immer bei Laune.“

„Trinken Sie.“

„Das macht mich nicht heiterer.“

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen nicht helfen?“

„Dafz ich nicht wüßte.“

„Versuchen Sie's mit mir. Sie interessiren mich, junger Mann, mehr als sie glauben. Sie kennen mich nicht, aber lassen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Hat Sie Jemand beleidigt?“

„Keineswegs, mein Herr.“

„Oder ein verliebter Verdrufz?“

„Nichts weniger als das, mein Herr.“

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen.“

Der Blondin sah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen ins gelbe Gesicht.

„Neben Sie doch!“ fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein paar tausend Livres, oder mehr? Sie sind ein Glückskind. Sie könnten der reichste Mann von ganz Namur sein.“

„Wie so?“

„Das sage ich Ihnen, sobald Sie es sein wollen.“

„Wer möchte nicht gern reich sein?“

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unser Gespräch behorcht werden kann, läßt sich von solchen Dingen nicht viel reden. Ich bin fremd in Namur. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf meinem Zimmer zu Nacht speisen?“

Der Blondin sah den Fremden mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abenteuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!“ dachte er bei sich und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthose einige prächtige Zimmer. Ein paar Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wol andere Leute, als einen armen, verliebten Spizengändler zur Gesellschaft wählen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?“ fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abukeker,“ erwiderte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer.“

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?“

„Wie's wol so geht,“ erwiderte jener! „theils Langleweiligkeit, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reisen, sobald die Frühlingswitterung wärmer wird.“

„Nach Island! Und sind Sie schon lange aus Asien abgereist?“

Der Chaldäer schien einen Augenblick nachzurechnen, und sagte dann ganz nachlässig: „Wol, ungefähr in vierzehn Tagen sind es hundert und zweiundzwanzig Jahre, seit ich abreiste.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zweiundzwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zweiundzwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahre voll.“

„Dreihundert und — —“ schrie der Blondin.

„Zwölf Jahre voll!“ setzte der Chaldäer ruhig hinzu:

„Ich glaube es wol, es befremdet Sie das; Sie mögen glauben, ich habe Lust, mit Ihnen zu scherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber, was Sie wollen und richten Sie den Menschen nie nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten.“

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr möchte sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den Andern am meisten überlistet.“

Die Bedienten meldeten, das Nachteffen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speisesaal, der mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Bedeckte, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte Abubeker, „lassen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich mit Ihnen rede.“

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den Geist des köstlichen Weins; aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, stieg sein gerechtes Mißtrauen. Er hätte gern mehr von dem Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieser während der ganzen Essenszeit von Schicksalen zu Wasser und zu Lande unglaubliche Dinge berichtet hatte.

„Ja, Herr Abubeker,“ sagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmärchen. Bilden Sie sich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Mensch das aufs Wort glaubt?“

„Es ist mir gleichgiltig,“ versetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben oder nicht; nur ist es Ihr eigener Schade. Daß ich in geheimen Wissenschaften wohl bewandert bin,

mögen Sie aber doch merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?"

"Allerdings, aber nie viel davon gehalten. So wie ich weiß, läuft es dabei meistens auf Betrug, Gaukelei und Taschenspielerkünste hinaus."

"Gar möglich bei euch un Wissenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa aber ist es doch etwas anderes."

"Lassen Sie ein Kunststück sehen!" sagte der Blondin.

"Ich mache keine Kunststücke!" erwiderte Abubeker.

"Aber — sehen Sie, junger Mann, Ihre Gesichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich schwöre Ihnen, Sie sind unter einem glücklichen Stern geboren. Neben Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Mein Hilfe ist Ihnen mehr werth, als alle Taschenspielererei. Zur Beispiel: sind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?"

Der Blondin lächelte mißtrauisch über den Tisch hin. "Es könnte sein."

"Gut!" rief der Chaldäer: "Warum hielten Sie da mit zurück und sagten's mir nicht gleich? Sie sind bestimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerie des Anges zu heben."

"Einen Schatz?"

"Wol, und noch dazu einen beträchtlichen."

"Warum heben Sie ihn nicht für sich selbst, Herr Abubeker?"

"Weil er mir nicht bestimmt ist und weil ich ihn gar nicht gebrauche."

"Wann soll ich ihn heben?"

"Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen."

"Bedarf ich dazu noch Vorbereitungen oder besondere Umstände und Anstalten?"

"Nicht die mindesten."

Der Blondin ward an dem trodenen Ernst des Chaldäers fast irre und doch glaubte er, dieser wolle sich mit ihm belustigen. Er besann sich und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?“

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu weiden. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im Geringsten und sagte ganz ruhig: „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und Abenteuer des Fremblings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlauben. Aus Schonung mochte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft genossen. Ohnehin hatte er die Geschichte von dem fälligen Wechsel nur erdichtet, um den Nekromanten auf die Probe zu stellen. Allein dieser hat ihn, einen Augenblick zu verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herr Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem haben die Diener des Chaldäers das Geld und verschwand.

Die Reise nach Valerien des Unges.

Dieses in seiner Art außerordentliche Ereigniß bracht den Herrn Le Blond um allen Schlaf. Er mußte bei nahe anfangen, das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgenden Tages ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner als vorigen Abend sah er ein, daß der vorgebliche dreihundert- und zwölfjährige Herr ihn offenbar zum Narren gehabt und ihn statt mit fünftausend Livres, vermuthlich mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mocht die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufstun um sich die Beschämung, so lange als möglich, zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, neu, wie aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anderes!“ dachte er und nahm die Goldwage. Alle waren vollwichtig. Er schickt ein paar Stücke zum Goldschmied, sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze gesprochen hatte, konnte, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln sein. Was hätte auch den Fremden bewegen sollen, mit Herrn Le Blond so kostbaren Spaß zu treiben? Es mußte etwas an der Sache sein. Der Blondin beschloß jetzt offenherzig dem Chaldäer seine Noth zu klagen, nämlich seine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunsch.

Er ging sogleich den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man bei der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen gewiß nicht dreihundert- und zwölfjähriges

Alter zugemuthet hätte, empfing den Blondin sehr freundschaftlich. „Haben Sie die Wechsel abgethan?“ fragte er. Der Blondin gestand, daß er seinen unbekanntem Freund mit der Wechselgeschichte nur habe prüfen wollen, bat um Verzeihung und versprach ihm jetzt das innerste Geständniß seiner Brust aufzuschließen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lectionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geschwister Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chalbäer hörte aufmerksam zu. „Freund,“ sagte derselbe endlich nach einigem Besinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz, kaufen Sie sich ein Landgut mit schönen Einkünften, treten Sie, als reicher Eigenthümer, vor den General und er schlägt Ihnen seine Tochter nicht ab.“

„Aber täuschen Sie mich nicht mit der Hoffnung eines Schatzes?“

„Welches Interesse kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechselgeschichte getäuscht. Sie hätten es nicht thun sollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen länger abwesend sind.“

Der Blondin kämpfte mit sich selber zwischen Zweifel und Zuversicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen soll?“ fragte er nach einer Weile.

„Sie bestellen Ihr Hauswesen, schweigen gegen Jedermann von dem, was wir vorhaben und geben eine Reise vor, die Sie in Handelsgeschäften machen müssen. Am besten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bausch und Bogen. Denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie

dieses Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihre Habe einem Freund in Verwahrung.“

„Darf ich auch Jacquelines nichts sagen?“

„Von der Abreise wol; von Ihrer zuversichtlichen Hoffnung wol, bald im Stande zu sein, öffentlich um ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Unges, nichts vom Schatz.“

„Wann soll die Reise vor sich gehen?“

„In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur.“

Der Blondin versprach, sich zur Abreise zu bereiten. „Denn,“ dachte er, als er wieder in seinem Hinterstübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben.“

Ehe drei Tage verflossen, war er fertig; Jacqueline von seiner Abreise belehrt, unter tausend Schwüren mit der Hoffnung des freudigsten Wiedersehens entlassen und der Seiden- und Spitzenladen geschlossen.

Er setzte sich in des Chaldäers Reisewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, sondern um Mitternacht. Wie die Glocke der Kathedralkirche zwölf Uhr schlugen, gab der Kutscher Abubekers den Pferden die Geißel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb sich unterwegs gleich, eben so großsprecherisch, eben so unbefangen und zuversichtlich, wie im Gasthof zu Namur. Den ganzen Tag ward schnell mit abwechselnden Pferden gereist in verschlossener Kutsche. Das Wetter war neblig und regnerisch. Selbst Trank und Speise ward im Wagen genossen, nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einsamen Jagdhaufe oder bergleichen in einem Walde. Eine Art

Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reisenden, führte sie in ein Zimmer, dessen Fensterscheiben meist zerbrochen und mit Papier verklebt waren, dessen ehemals kostbare Tapeten, halb vermodert, in Stücken herunterhingen und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit seinem Knecht ein paar Matrasen in die Stube auf den Boden legte, um das Nachtlager zu rüsten.

„Übernachten wir hier?“ fragte der Blondin und sah sich verlegen um, denn es war ihm in dieser Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier ist die Ruine von Valerien des Anges. Mitternacht zwölf Uhr, nicht später, nicht früher, müssen wir da sein. Trinken wir inzwischen hier bei den warmen Kaminflammen und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebt ein kalter Schauer. Alle schreckhaften Erzählungen und sonderbaren Erscheinungen traten ihm schnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdischer Schätze stattgefunden haben sollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müssen?“

Der Chaldäer schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Pöffen! Fürchten Sie sich vor Ammenmärchen?“

Man verkürzte den langen Winterabend so gut als möglich bei Wein und Gespräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen schlaflosen Nacht, theils von der Reise selbst sehr ermüdet. Der Chaldäer gab sich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es stark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernsthafter, und da er Le Blancs Schläfrigkeit bemerkte, stellte er sich vor ihn und fragte: „Sie haben mich doch sonst durch keine Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden.“

„Ich versichere auf Ehre,“ jagte Le Blond, „außer der Erdichtung von Wechselln, die ich — —“

„Schon das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer so wichtigen, über das Glück Ihrer Tage so entscheidenden Stunde wird mir verdächtig. Ich habe einen ähnlichen Fall erlebt, da ein solcher Schatzheber in vierwöchentliche Ohnmacht versiel, sobald er den Schatz gehoben hatte.“

„Ei, das wäre schrecklich!“ rief Le Blond.

„O so schrecklich eben nicht für den Schläfer in seiner Ohnmacht, denn er hatte die lebhaftesten und süßesten Träume von der Welt und hätte nichts Besseres gewünscht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten seiner Genesung und seines Erwachens peinlich.“

„Aber der Schatz wurde doch trotzdem gehoben?“ fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer sah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu schweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an und stieg eine schmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber so schlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer eingefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte sich's der Blondin auf einem Mauerstück bequem gemacht und sich zum Ruhen niedergesetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in festen Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz un rechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu sein glaubte, war es schon heller Tag. Er rieb sich die Augen aus.

Er lag auf einem köstlichen Bett, in der milden Dämmerung grünseidener Vorhänge. Er schob diese zurück und erblickte sich in einem der niedrigsten Schlafgemächer; Stühle und Tische vom feinsten Holz, mit Vergoldungen; die Wände mit schönen Gemälden geschmückt, deren Inhalt meistens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darstellte. Auf einem Tischchen blühten in vergoldeten Vasen mehrere Rosenstöcke.

Es fiel dem guten Blondin schwer, sich an das Vergangene zu erinnern. Er wußte nur sehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhause, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Lesen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob sich im Bett und suchte nach dem Chalbäer.

Auf sein Geräusch öffnete sich eine Nebenthür; ein Kammerdiener in dick mit Gold besetzter Livree trat herein; der winkte hinter sich. Zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher sogleich schweigend nach des Blondins Puls griff und ihm darauf in einem silbernen Löffel Arznei reichte.

„Es ist gar nicht nöthig!“ sagte Le Blond! „Ich fühle mich zwar ein wenig betäubt, aber sonst ganz wohl.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, nur diese paar Tropfen! Sie werden Ew. Durchlaucht sehr wohl thun.“

Herr Le Blond betrachtete den Arzt mit großen Augen und verlangte, man solle ihn mit der Arznei verschonen. Dann erkundigte er sich nach Herrn Abubeker.

Die Anwesenden sahen sich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß sie ihn für wahnsinnig hielten. Endlich fragte der Arzt: „Wen verstehen Ew. Durchlaucht unter dem Abubeker?“

„Ei, der mit mir gestern Abend hier ankam, der Chalbäer.“

„Ew. Durchlaucht sind schon seit geraumer Zeit hier,

und kamen in Begleitung der Frau Herzogin, Ihrer Gemahlin an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? geraume Zeit? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närrischen Titulaturen und erlauben Sie mir aufzustehen. Wo sind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt warfen einander mit peinlicher Verlegenheit Blicke zu. Endlich verneigten sich alle, ihn unterthänigst zu bitten, nur so lange ruhig zu bleiben, bis man von seiner Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meistens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menschen für närrisch, oder das Ganze für Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er zu Valerien des Auges sei?

„Ew. Durchlaucht sind in Ihrem Jagdschlosse Charmes, um in dieser Eingezogenheit Höchst Ihrer Gesundheit zu pflegen!“ erwiderte ein Kammerdiener.

Bald nachher erschien der Abgesandte mit Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider und dann dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, alle vom feinsten Zeuge, dazu einen Ueberrock von blauem Tuch, auf dessen linker Seite ein silberner Stern eingestickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte seine eigenen Kleider mit Ungestüm. Alle erschrafen; und der Arzt hatte noch Muth, ihn demüthig zu beschwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne den schwersten Rückfall der Krankheit verursachen. Andere Kleider als diese habe er nie gehabt. Herr Le Blond ergab sich in sein Geschick und hoffte, sei er einmal angekleidet, den Chaldäer zu finden. Die Bedienten waren geschäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waschen brachten sie ihm in

silbernen Becken wohlriechendes Wasser. Dann ward Frühstück im feinsten chinesischen Porzellan aufgetragen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und sonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in seinem Leben nie gesehen. Er trat ans Fenster; er sah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schlosse wohne, mit Aussicht über einen weiten Wald, durch welchen sternförmig Alleen gehauen waren.

„Wie weit ist Namur von hier?“ Das wußte Keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beschrieb den Chaldäer auf alle Weise, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahre alt sei und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achseln, ihre Unwissenheit zu entschuldigen. Der Arzt versicherte, eine solche Gestalt habe man hier noch nie gesehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geschwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ sagte Le Blond verbrießlich, „entweder bin ich närrisch, oder Sie sind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich deutlich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht sind nebst Ihrer Frau Gemahlin in Hochbero eigenem Schlosse Charmes!“ sagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnsinnigen oder Tölpel. Ich war nie verheirathet. Wo wäre denn meine sogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihrer Durchlaucht sogleich von Dero Wünschen melden, die Sie äußern!“ rief einer der Bedienten und entfernte sich.

„Poffen!“ rief Le Blond und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlassen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln sei und forderte seine Stiefeln.

Indem öffnete einer der Bedienten die Thür sehr weit und sagte: „Ihre Durchlaucht, die Herzogin!“

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben so geschmackvoll als kostbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf dessen Wink sich ehrfurchtsvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein sein!“ sagte sie: „Bleibt vor der Thür stehen.“

Der Blondin, da er die junge, ihm unbekannte Schöne freundlich gegen sich zuwandern sah, wußte nicht mehr, was sagen. Er verbeugte sich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wollte er sich entschuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf seine Achseln, sah ihm lange schweigend und forschend in die Augen und sagte dann: „Wie befinden Sie sich heute? Nicht so, Sie wollen gut sein; denken auch nicht mehr an Spitzenladen und Zauberer, Jacquelines und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig seit einem halben Jahre sprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erst heute empfang ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin sie sich nach Ihrer Genesung aufs Angelegentlichste erkundigt.“

„Die Herzogin von Nemours?“ sagte der Blondin, dem das vertrauliche Anlehn an der schönen Gestalt, ihr zärtlicher Blick, ihre Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und ihn seltsam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe sollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reißen Sie mich aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geschichte bis zum heutigen Tage erzählen. Dann richten Sie.“ Er erzählte.

„Mein Gott!“ rief die Herzogin: „das haben Sie schon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlassen, um alles Aufsehen zu vermeiden, welches Ihre Ge-

milthkrankheit nothwendig erregte. Ich bitte Sie, halten Sie sich wenigstens ruhig; vermeiden Sie Ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie sich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben Sie mich nicht mehr mit Ihren seltsamen Einbildungen. Wollen Sie das?"

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich schwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, schon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig: „Und Sie haben mir doch versprochen, vernünftig zu sein! Also Alles vergebens. Sie kennen mich also noch immer nicht wieder?“

Der Blondin schüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Wesen, selbst in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft oder Nähe gewesen zu sein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft an zu dämmern. Das ist seit langer Zeit das erste Mal, daß ich Sie so reden höre. Nur Geduld! Sie werden sich bald wieder auf Alles besinnen. Schonen Sie Ihrer. Thun Sie sich nur Gewalt an und verbannen Sie Ihre Einbildungen. Reden Sie wenigstens nie mehr davon; geben Sie sich wenigstens nicht mehr vor unsern Bedienten mit Ihrer Krankheit bloß. Sie sind der Herzog von Melfi; Sie mein Gemahl und könnten so glücklich sein, wenn Sie nicht . . .“

„Ich der Herzog von Melfi, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnsinnig sein, wenn ich das glauben soll.“

„Mein Lieber, Sie sind wahnsinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenster hinauspringen,

wie rasend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenster vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen lassen; darum habe ich mich seit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müssen; darum muß ich selbst noch die Leute hier an der Thür draußen Wacht stehen lassen. Sie haben mich ja schon einmal tödten wollen, so wenig lieben Sie mich!"

„Was?“ rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenster hinaus-springen — ich Sie tödten wollen? — Mein Verstand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gottes willen, wie könnte mir das einfallen?“

„Sie wollen mich also nicht mehr erschrecken?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen sprechen, wenigstens sich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, sonder Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz Alles das sein, was Sie wirklich sind?“

„Gnädige Frau!“ sagte der Blondin, und traute Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kuck! Aber ich bin Alles, was Sie aus mir zu machen sich gut finden.“

Da schloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre schönen Lippen dankbar auf seinen Mund. Es strömte Fieberglut durch alle seine Adern. Er vergalt schüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Der Herzog.

Ein Gemach übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in seinem Leben dergleichen nicht gesehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir versprochen?“ rief sie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man mit mir spielt,“ dachte er bei sich selbst, sobald er, auf das weichste Ruhebett hingeworfen, einen Augenblick allein war: „weiß auch nicht, aus welchen Absichten man mit mir spielt; oder ob ich rase, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer, mich bezaubert hat? Inzwischen will ich den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier stockten seine Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre,“ dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt sein soll. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten.“

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Allein mit der schönen Herzogin, die er als Gemahl behandeln sollte, gerieth er jedesmal in Verlegenheit. Er wagte in Ehrerbietung kaum zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war einsam gelegen, rings in einem ungeheuren Forst begraben, von außen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke hing. Von innen sah man schmale dunkle Gänge, davon einige selbst am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrschte in allen Sälen, Zimmern und Gemächern fürstliche Pracht, verschwenderischer Reichthum, üppiger Ueberfluß an der Tafel. Die Dienerschaft war nicht groß. Drei männliche Bedienten und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder Castellan,

Köche, Stallknechte, Hausknechte machten den Hofstaat aus.

Am meisten interessirte ihn die Herzogin. Er konnte nicht läugnen, daß sie sehr liebenswürdig sei und bewuerte, freilich nur im Stillen, daß sie in dem unbegreiflichen Wahn beharrte, sie sei seine Gemahlin und daß sie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie gesagt, er widersprach zuletzt gar nicht mehr, um sie nicht zu betrüben. Sie war ausgelassen lustig, wenn er gebieterische Miene gegen die Bedienten annahm und den Herzog von Melfi in aller Form darstellte. Sie gab ihm eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, so sehr er auch dagegen protestirte und sich auf sein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um seine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch schienen sie schon darum gut, weil sie ihm von ihrer zarten Hand gereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte sie mit Lobsprüchen wegen der trefflichen Wirkungen seiner Kunst, an die Niemand weniger als unser Herzog von Melfi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müsse nothwendig auf der Seite der Andern sein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weise er in die Feenwelt gerathen sei.

Aber schon nach einigen Tagen hatte er sich an die Feenwelt so ganz gewöhnt, als wäre er seit Kindesbeinen dieses prächtigen Müßigganges theilhaftig gewesen. Seine Gemahlin schien sich von Tag zu Tag zu verschönern; und selbst Jacquelinens Andenken schien sich durch den Gang der Gegenwart zu verbunkeln. Die Tage flossen in ungemeiner Schnelligkeit hin; man sang; man spielte Schach und Karten; man ließ sich die neuesten Werke der Dichter vorlesen; man ging endlich sogar auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin und mit ihrer Flinte traf sie das aufsteigende Wild glücklicher, als der

ungeschicktere Herzog, der sich beim Schießen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und seine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem sie standhaft behauptete, er wäre unter allen am Hofe der beste Schütz gewesen, und der König selbst habe ihm einst bei Erlegung eines sechszehendigen Hirsches im Park des Herzogs von Orleans das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen Keiner gleich.

Wenn der erstaunte Herzog von Melzi dergleichen hörte, pflegte er mit komischer Verziehung des Gesichts hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein Wörtchen davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden, das weiß ich sehr gut.“

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu sagen, um nicht auf die Stirn seiner schönen Nachbarin Wölkchen des Verdrußes zusammenzuziehen. Darum verstellte er sich, so gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton Bedürfniß und Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verschiedener Fürsten Glückwünsche zu seiner Genesung vor, und, was ihm von Allen das Tollste schien, er mußte den Fürsten und Herzogen und Prinzessinnen, selbst dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längst mit ihnen bekannt gewesen. Seine Gemahlin lachte sich fast krank, wenn er einen seiner Briefe vorlas, worin die kaufmännische Schreibart des Spitzenhändlers mit dem Hofton des Herzogs von Melzi bald in Zwietracht oder Eintracht stand.

Das Geheimniß.

So verstrich in dem Getändel mancher Monat. Der Frühling erschien. Vögel sangen weit umher im Walde. Wiesen grüntem. Felsen umspannten sich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfters an seine Jasmin-

laube und an Jacquelines und die italienischen Sectionen. Es kam ihm zuweilen unbeschreibliche Sehnsucht und quälte ihn mit Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberfloß ein bunt geschmückter Kerker.

Aber, selbst wenn er diese Gefangenschaft hätte verlassen können, er würde es nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verschlossenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als sein Herz. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele; und in der That war sie sehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er sich an sie gefesselt, als sie ihm eines Morgens erröthend und selig gestand: ihre höchsten Wünsche wären erfüllt, Mutter zu werden. Von diesem Augenblick an war sie ihm das Theuerste auf Erden; und wollte Jacquelines Bild ihm zuweilen das Gegentheil beweisen, so suchte er sich loszureißen, wie von einer Erbsünde.

Auch die Herzogin schien seit dem Geständniß ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht selten unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tage sichtbarer ward. Oft starrte sie ihn lange und schweigend an und brach dann plötzlich in ein lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen schienen nicht aufhören zu können. Umsonst suchte er sie zu beruhigen, zu trösten, oder ihr die Ursachen ihres Kummers abzuschnemeln. Sie blieb die Gleiche und suchte sich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entschuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd und sagte: „Diese Schwermuth ist sehr erklärlich. Ihre Durchlaucht geruhen darüber ohne Besorgniß zu sein. Die Umstände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit sich.“

Das schien Sr. Durchlaucht ein sehr vernünftiger Grund zu sein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkosungen schärfer beobachtete, schien es, als wenn noch ein ganz besonderes Geheimniß auf ihrer Seele lastete. Sie

sagte sogar einmal die räthselhaften Worte: „Eben daß das Ziel meiner Wünsche erreicht ist, macht mich höchst glücklich und doch höchst traurig.“

Eines Abends, da sie ihren Gemahl fast nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenschein und Regen im Aprilwetter, wechselten, beschwor er sie von neuem, ihm das Räthsel ihres wunderlichen Betragens zu lösen. Er bat so dringend, daß sie endlich sagte: „Gut, Sie sollen es morgen erfahren.“ Sie zog ihn zum Nachessen und bat ihn, im Glase Wein für diesmal seine Neugier zu begraben.

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erste seiner Gedanken. Aber er erstaunte nicht wenig, sich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerrissenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer gewesen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in seinem abgetragenen Rock stand am Fenster, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus und rief: „Herr Abubeker, er ist erwacht!“

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und seine Frage war: „Wie befinden Sie sich?“

„Ganz leidlich; der Kopf ist nur ein wenig betäubt.“ sagte Le Blond: „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir: wo ich bin? welches Teufelspiel treiben Sie mit mir?“

„Wo sollten Sie anders sein, als in Valerien des Auges?“

„Wo ist mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melfi? Wo sind meine Bedienten?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es scheint, Sie leben noch in Ihren Träumereien. Aber Scherz bei Seite. Nehmen Sie diese Tinctur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es ist kein Spaß, über drei Monate

bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier nehmen Sie diese Tinctur; trinken Sie!"

Der Blondin wollte sich anfangs weigern, aber da der Chaldäer fest versicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch seine Kehle. „Nun sagen Sie mir,“ fuhr der Blondin fort: „wo ist die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will schlechterdings zu ihr!“

„Herr Le Blond,“ antwortete der Chaldäer mit der ihm eigenen Trockenheit, „besinnen Sie sich, wo Sie sind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie sich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Träumen reden, wie ein Wahnsinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schößern, Bedienten und Herzoginnen? Vielmehr habe ich das vollkommenste Recht, Ihnen wegen der Angst Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch eine Ohnmacht verursachten, an der Sie selbst Schuld waren, weil Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr denn einmal ernst genug dazu aufgefordert und vor der schlimmen Folge gewarnt. Warum thaten Sie mir das?“

„Scherzen Sie doch nicht, Herr Abubeker!“ rief der Blondin halb unwillig: „Wo ist das alte Schloß Charmes? wo die Herzogin von Melfi, meine Gemahlin?“

Der Chaldäer schüttelte unzufrieden den Kopf und sagte nach einer Weile: „Es gibt in Frankreich keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes. Wie kamen Sie, als Seidenhändler, zur Hand einer Prinzessin? Was denken Sie denn? Die ruhige Ueberlegung eines Augenblicks könnte hinreichen, Sie von Ihrem Wahn zu überzeugen.“

„Aber ich habe ja noch Briefe vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Guimené, von der Herzogin von Nemours, von — von — ja, vom König selbst!“

„Wo haben Sie sie denn?“

Der Blondin sah sich um. Er lag auf der Matratze, und zwar in seinen Reisekleidern, die er von Namur mit-

genommen. Er rieb sich die Augen, rieb sich die Stirn und sprang auf. Eben ging die Sonne unter.

„Was ist denn das?“ rief Le Blond: „Ist's jetzt Morgen oder Abend?“

„Abend ist's!“ erwiderte der Chaldäer.

Der Blondin schüttelte den Kopf, er war irre an sich und der Welt. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab; blieb wieder stehen; untersuchte seine Taschen; und da er gar keine Spur vom herzoglichen Zustande weder um noch an sich erblickte, rief er: „Was ist denn Blendwerk? Wo ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weis machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, schlief und wieder aufstand?“

„Und Sie, mein Herr,“ versetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme: „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zustande, was Sie wollen; aber danken sollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete.“

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen sich. Es ist eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melfi Seiden- und Spitzenkrämer zu werden.“

„Gut, Herr Le Blond, ich widerspreche nicht mehr,“ jagte der Chaldäer trocken, „aber meine Zeit ist kostbar. Der Wagen ist gespannt, wir müssen einsitzen, nach Namur zurück. Ist's gefällig, so folgen Sie mir.“

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier sein.“

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond, so bleiben Sie. Ich meines Theils reise ab nach Namur. Leben Sie wohl.“

Der Chaldäer machte in der That Niene, davon zu sehen. Es schien dem Blondin nicht rätlich, allein zurück-

zubleiben in unbekanntem Gegenden. Er rief dem Reisegefährten zu, der schon die Thüre öffnete: „Se, Herr Abubeker, ein Wort! Was ist denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?“

„Davon läßt sich im Wagen sprechen, wenn Ihre Sinne besser entwirrt sein werden.“

Der Blondin schüttelte mißvergnügt den Kopf und folgte dem Chaldäer. Der Wagen stand in der That vor dem Waldhäuschen angespannt, Bediente vorn und hinten auf. Man setzte sich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig dahin.

T r e u n n g .

Der Blondin seufzte tief im Stillen, als er neben seinem Zauberer da saß, der gar keine Neigung zu haben schien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk schien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwischen über diese Flüchtigkeit zwei wichtige Bemerkungen. Die eine bestand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre und im Wagen läge, keine allzugroße Last sein müsse. Die andere, daß Herr Abubeker seinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müsse, da man während der Nacht mehrmals Pferde wechselte, die schon alle bereit standen und die Fortsetzung der schnellen Reise kaum einige Minuten unterbrachen.

„Setzt auf den Schatz zu kommen,“ sagte der Blondin, „wie ist's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?“

„Allerdings!“ erwiderte der Chaldäer sehr schläfrig: „Er ist durch Ihre Ohnmacht nicht so beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen zeitlebens bequeme Tage zu machen.“

„Wie viel beträgt er etwa?“

„Ich weiß nicht.“

„Haben wir ihn im Wagen?“

„Jawol!“ sagte gähnend der Chaldäer. „Aber wenn Sie erlauben: ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht sehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwischen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen.“

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu sehr ungelegener Stunde. Er suchte den Reisegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das ist schon entschieden!“ sagte Herr Le Blond: „Habe ich den Schatz, so reise ich so lange die Kreuz und Quer durch Frankreich, bis ich mein Schloß Charmes und meine Gemahlin wieder gefunden habe.“

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kasten verschwindet. Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüsse einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden.“

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Verlegenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?“

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?“

„Mein Gott!“ schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden.“

„Ach, schweigen Sie!“ fuhr der Chaldäer heftig auf: „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Alles und endlich auch selbst mich verlieren.“

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe mit ihm ein Späßchen getrieben, aber keineswegs einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abenteurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen hielt vor einem Haus neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Offenherzig gesprochen, Herr Abubeker, ich habe Alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie mit mir Komödie spielen wollen, oder treiben Sie noch jetzt Scherz mit mir? Halten Sie mich denn in allem Ernst für albern genug, zu glauben, daß ich ein Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können . . .“

Der Chaldäer pfiff sich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwidersprechlichsten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin . . .“

Herr Abubeker ließ ihn nicht ausreden, sondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wildfremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verstand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verstehe,“ sagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!“

sagte der Thalpäer und rückte näher an ihn und fuhr mit zorniger, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blonds Hand mit Heftigkeit drückte: „Alles mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben sich um einen Theil Ihres Glückes gebracht. Hüten Sie sich, wenn Sie nicht Alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weise behandeln. Hören Sie mich aufmerksam an! Vergessen Sie Ihren Traum. Lassen Sie in Ihrem ganzen Leben von dessen närrischem Inhalt keine Silbe über ihre Lippen kommen, weder gegen mich von diesem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menschen; noch schreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergessenheit Ihre Träumerei. Unter dieser Bedingung sehen Sie mich einst wieder und Ihr Glück, sonst nie.“

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür des Wagens; der Thalpäer stieg ab, und im gleichen Augenblick stieg ein breitschulteriger, starker Kerl ein, setzte sich ohne Feierlichkeit neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke schnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große Augen; noch mehr, als der neue Reisegefährte eine Pistole hervorzog und sagte: „die ist scharf geladen!“ — dann ein langes Messer hervorzog und sagte: „das ist sehr scharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?“

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr,“ sagte der bestürzte Le Blond, „und glaube Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber diese Umstände?“

„Beim ersten Schrei, den Sie thun,“ versetzte der Reisegefährte, „bei der ersten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die Ehre, Ihnen dies Messer zwischen die Rippen zu stoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in so gespannten Verhältnissen leben müssen. Zu Ihrer eigenen

Sicherheit muß ich Sie bitten, sich gefälligst die Augen von mir verbinden zu lassen, bis es mir erlaubt sein wird, sie Ihnen wieder zu öffnen.“

„Aber — warum das?“ fragte der Blondin erschrocken.

„Weil Sie mein Gefangener sind!“ antwortete der fürchterliche Nachbar und zog ein Tuch hervor. „Ist's gefällig?“ fuhr er fort, und spielte mit der Dolchspitze um Herrn Le Blancs Brust.

Wider eine so dringende Einladung ließ sich im Grunde nicht viel sagen. Der Blondin neigte sein Haupt verzagt dem Tuche entgegen, und schnell genug waren ihm die Augen so fest zugeschnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unser Abenteurer gut Ueberlegung aufstellen denn der Nachbar schien stumm geworden zu sein und antwortete auf keine Frage. Höchstens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blanc bereute bald, sich mit dem Chaldäer jemals eingelassen zu haben; bald bereute er, daß er sich dessen Zorn zugezogen wodurch er auch des Schatzes verlustig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers und beschloß in seinem Herzen, dessen Befehl zu erfüllen. So blieb ihm wenigstens Hoffnung, den Wundermann irgend einma wieder zu sehen. Denn so ganz natürlich ging's mit diesem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reise dauerte denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterscheiden konnte, wußte es selbst nicht. Er wachte, schlief dazwischen, träumte, wachte wieder und fand die Reise sehr lang, weil sie langweilig war. Am meisten quälte ihn, zu wissen, was aus ihm werden sollte, wohin es mit ihm ginge? Darauf antwortete aber der Nachbar nie.

Alles auf dem alten Fieß.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!“ sagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behilflich. Er stand auf festem Boden, ohne zu wissen wo, und er wartete, was weiter geschehen sollte? Da hörte er den Wagen hinter sich wegfahren. Doch blieb er mißtrauisch still. Als aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar sich nicht wahrnehmen ließ, redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu löpfen. Der Doldh des Nachbars ließ sich deswegen nicht zwischen die Rippen verspüren. Er riß das Tuch von den Augen, er sah darum nicht heller. Alles schwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete in allem Ernst blind geworden zu sein, wenn er sich nicht umgewendet und erleuchtete Fenster einer langen Reihe Häuser gesehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptstraße von Namur, in der er wohnte; ja er stand vor dem großen, prächtigen Hause des Oberamts-Präsidenten, und zwar vor seinem eigenthümlichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verschlossen war, weil es Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Thalbüers und die gefährliche Gesellschaft darin waren verschwunden.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der vor der Thür auf der Straße stand und erzählte im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nichts begierig war.

Folgenden Morgens — man könnte sagen, folgenden Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abenteuern

und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war Alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es stand Alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, bloße Gaukelei und Teufelei; der vorgebliche Chaldäer entweder der Beelzebub in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles Uebrige lag in derselben Ordnung unverfehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Auges.

Nicht Alles auf dem alten Fleck.

Er that einen tiefen Seufzer. Außer den drei alten blinden Goldstücken und den fünftausend Livres, die ihm der Chaldäer vor der Abreise im Wirthshause gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abenteuer. Was war da zu thun? Er mußte es sich gefallen lassen, wieder in den Spitzenladen zu treten und auf die Kundinnen zu warten, die sich aber während seiner Abwesenheit ganz verloren zu haben schienen.

Je weniger er im Laden zu schaffen hatte, je fleißiger lauerte er im Hinterstübchen am Fenster, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorschein. Er ging des Tags zwanzigmal in das Gärtchen

und in die Jasminlaube, um sich zu zeigen. Alles umsonst. Jacqueline blieb unsichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verschwand aus seiner Phantasie das Bild der Herzogin von Melfi; je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrstunden, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit seiner ewigen Treue hatte es freilich eigenes Bewandniß gehabt im Schlosse Charmes, das fühlte er wol selbst; und er fürchtete sich, daß Jacqueline ihm wol ungefähr auf ähnliche Weise Treue gehalten habe. Dann pflegte ihm selbst recht daran zu liegen, seine ehemalige Herzogenschaft für einen Fiebertraum zu halten, wiewol sein zartes Gewissen ihm bemerkbar machte, daß Untreue im Traume auch Untreue sei.

Am Abend lief er zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab und beobachtete alle Fenster des großen Hauses, in welchem die Geschwister Buonvicini von Milano wohnten. Aber seine Entdeckungstreifen blieben vergebens. Er sah die schöne, mit jeder Stunde von ihm heißer geliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ward es noch schlimmer. Denn auf sein banges Nachforschen um den General de Fano und dessen Familie erfuhr er — fast wäre er in Ohnmacht gesunken — der Herr General sei schon vor mehreren Wochen von Namur abgereist, vermuthlich nach Stalien, und seine gesammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieser entsetzlichen Botschaft ins Hinterthüchlein, warf sich auf sein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erst fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline gewesen, da er sie ohne Hoffnung verloren. Sein Leben war errissen. Er versuchte sein Schicksal und nebenbei den gottlosen Chaldäer, der ihn um seine Treue, um seine Tünden im Spitzenladen, um sein Herzogthum, um seine Herzogin und um Jacquelines gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen.

Der arme Blondin ging wieder in alter Weise seinen kleinen Handelsgeschäften nach, verschloß Gram und Sehnsucht in sich und schlich ohne Trost, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von seinem Abenteuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menschen, selbst oft ihn auch wol Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abwesenheit gewesen? Er wußt ohnehin selbst nicht, was er von dem Vorfall halten sollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachspürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein sogenanntes St. Valerien de Anges gäbe. Der Chaldäer war ein Windbeutel von Hause aus und hatte sich in seiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach sechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, sonst Alles ziemlich vergessen, da begegnete ihm wieder ein

Chaldäerreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger unter andern Handelsbriefen, einen mit der Aufschrift Herrn De Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus selbst sein Vorname, waren so richtig angegeben, daß der Brief keinem Andern angehören konnte, als ihm. Da man ihm aber sein Le in ein vornehmes De verwandelt hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus de Laure bei Gaillac, im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Crispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Ange

das herrschaftliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine jetzige hohe Herrschaft ihr Vertrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Crispin an, ob er dem gnädigen Herrn, falls er sich nicht sobald nach de Laure bemühen werde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wol zehnmal. Endlich warf er ihn auf die Seite und sagte: „Der Martin Crispin ist ein Narr!“ — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt etwa der Thalpäuer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?“ fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn.“ — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtsens ausgefertigter Kaufbrief, vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Besitzer geschenehen Zahlungen. Bei diesen Papieren fand sich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte standen:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmsten und untrüglichsten Landgüter verwandelten Schatz. Genießen Sie mit Schweigen.

Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Ursache an der Rechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig sein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verschenkung so ungeheurer Summen kommen sollen? Welche Absicht konnte der räthselhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen schon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit seinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahre alt sei und in Gottes Welt umher fahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweisen. Das wäre ein Handwerk neuer Art gewesen.

Gar vorsichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da sich das Dasein dieser Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Rechtheit des zu Gaillac ausgestellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte sich also eines Tages ohne Umstände an den Oberamtspräsidenten, in dessen Hause er wohnte, erzählte demselben, wie er eine beträchtliche Erbschaft von einem Bettler in Ostindien oder dergleichen gemacht, sich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe u. s. w. Der Oberamtspräsident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmanu einiger Aufmerksamkeit werth geachtet horchte mächtig auf, da er von den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Rechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentbrief, verglich Siegel, Unterschriften, machte einen freundlichen Blickling, nannte ihn erst „mein Freund,“ dann, wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte „mein bester Herr Le Blond,“ dann, da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr de Blond,“ und endlich, da er di

Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure.“

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigenden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chalbäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man hat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte, wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondins lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward ihm, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ganz gleichgiltig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß, den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Manne werden.

Nach de Laure.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Crispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abenteuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um sich nach dem Schlosse

Charmes umzusehen. Er hatte schon die Provinz Langue-doc erreicht und fuhr noch Abends von Alby weg, einer annuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac zu kommen, als ihm das unverhoffteste aller Abenteuer zustieß.

Er war nämlich ausgestiegen, eine Höhe zu Fuß zu ersteigen, während der Wagen langsam nachfuhr. Da kam auf der Landstraße den Berg herab ein vierspänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet, Alles im schnellsten Trab. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu springen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reisenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beisammen vermuthet hätte. Da saß der gelbe, hagere Chaldäer im tiefsten Gespräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er stand wie versteinert; rieb sich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; sah wieder auf, aber nun sah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verschwunden wie ein Luftbild. Da er das Luftbild aber noch in der Ferne über den steinigen Weg rasselnd hörte, machte er geschwind links um den Berg hinab, an seinem Wagen vorbei. Seinem Kutscher rief er nur zu, sogleich nach der Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war eben so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hilgels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt. Desto unbändiger lief er, bis er athemlos an einem Maulbeerbaum niedersank.

Indem jagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da sie ihn erblickten und fragten ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer gesessen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun seinerseits anfragen wollte. Allein die Reiter ließen ihn nicht zu Wort

kommen. Man sah ihnen Angst, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geschrien?“ fragten sie.

„Keineswegs.“

„War ihr der Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte sie keinen Versuch, ihrem Entführer zu ent-rinnen?“

„Entführer?“ stammelte der Blondin und verlor fast das Bewußtsein.

„Wohin sind sie?“

Der Sprachlose zeigte nur mit der Hand nach der Welt-gegend, und die Eilfertigen sprengten davon.

„Also entführt von dem Chaldäer!“ seufzte der Blon-din und stieß alle Verwünschungen gegen denselben aus, die ihm eifersüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler sein sollte; aber wer kann einem Hexenmeister trauen?

Sobald sein Wagen herbeikam, warf er sich hinein, und nun ging's wie gesüßelt nach Alby. Es fing schon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht?

„Ins Wirthshaus!“ sagte der Blondin, der unterdessen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit schien es ihm, in fremdem Lande, in dunkler Nacht umher zu reisen. Er hoffte dafür in Alby über Jacquelines, oder ihren Vater, oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Concert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erscheinung des Chaldäers.

Er legte sich gramvoll ins Bett. Von der Reise ermüdet, schlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, so weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er schlug die Augen auf und sah zwischen seinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern schlaftrunken mit brennenden Kerzen vor seinem Bette standen, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener setzten die Kerzen auf den Nachttisch und entfernten sich.

„Herr Le Blond: ich versprach Ihnen, Sie noch einmal zu sehen!“ sagte der Chaldäer.

„Es ist mir sehr angenehm,“ erwiderte der Blondin, der die ganz unerwartete Erscheinung wie ein Gespenst anstarrte; „aber, Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heiße hier nicht Abubeker, sondern unter den Franzosen trage ich einen französischen Namen. Ich heiße jetzt St. Valerien des Auges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Auges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reise ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weisen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Auges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Faou auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder und geben Sie mir Jacquelines.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kaukasus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte.“

— Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genießen Sie es als ein Weiser. Neben Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwärzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hella hineinwerfen.“

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?“

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind.“

„Woher wußten Sie's denn?“

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so müßte ich's auch schon im Concert gewußt haben, wo ich Sie sah.“

„Und Jacqueline? wo ist sie?“

„Geduld! Folgen Sie der Einladung, die heute an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Seien Sie durch Schweigen glücklich.“

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war außer sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise. — Ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Jacqueline sei wol mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukasus. Er lief auch selbst in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken; aber eben so vergebens, als seine Bedienten. Ganz Alby schlief.

Er mußte sich also auf Abubekers Verheißungen verlassen. „Prellt er mich diesmal nicht,“ dachte er, „so ist er wahrhaftig ein Ehrenmann; so glaube ich an seinen Kaukasus, an sein Steinepulvern am Hellafeuer, und sogar, daß ich nur von

Charmes und meiner Herzogin von Melfi geträumt habe.“ — Die Zeit ward ihm lang. Er sah den ganzen Morgen zum Fenster hinaus, der Botschaft Jacquelinens oder der Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte sich sehr, als ein stattlicher Herr erschien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbischof von Alby zu besuchen und bei ihm zu Mittag zu speisen. Er sagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Erzbischof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chalbäerstreich, durch den Abubeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen desto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog gewesen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu spielen. Der erzbischöfliche Hof machte dem Ex-Spizenhändler daher gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure, im zierlichsten Kleide, doch immer als Reisender, stieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor dem großen erzbischöflichen Garten in der Vorstadt Chateaubieux gehalten.

Ende gut, Alles gut.

Er stieg aus. Der Erzbischof mit mehreren Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die ersten Begrüßungen und Höflichkeiten gingen bald vorüber. Der Blondin schien Allen schon bekannt zu sein; Alle sprachen ihm von seinem prächtigen Landgut de Laure; Alle beklagten, daß sein Freund St. Valerien des Anges so bald und so plötzlich habe abreisen müssen.

„Auch wir müssen nähere Bekanntschaft mit einander schließen,“ sagte ein alter Herr mit steifem Fuße, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure sind wir Beide die

nächsten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fano. Meine Tochter behauptet, Ihre Bekanntschaft schon in Namur gemacht zu haben.“

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte schlaun. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen ist drüben in der Laube. Es weiß schon, daß Sie hier sind.“

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfrost ergriffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntschaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches andere nicht, was sonst nicht zu läugnen war. Muthiger setzte er dann hinzu: „Ich wünschte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen Alles gesagt, was er wußte, was er wol hätte sagen sollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächste Nachbar geworden wäre.“

„Das hat er redlich!“ erwiderte der General, „und er wird Ihnen auch gesagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen.“

Der Blondin, von Erstaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Füßen gefallen sein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick dessen liebenswürdige Tochter zum Vorschein gekommen wäre, vor welcher man den Fußfall noch lieber gethan hätte.

Was soll ich weiter erzählen? Der Chaldäer hatte Alles eingeleitet, Alles wohl gemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glückvergrößerung, nahe Ankunft — Alles. Ihr Vater, welcher sich mit einem steifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erspart hatte, war sehr wohl zufrieden, den reichen Schwiegersohn zu bekommen. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrscheinlich den großen Landsitz de Laure nicht gekauft, wäre es ihm nicht gewesen, um den liebefranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was soll ich erzählen, daß Herr de Laure, noch an der

Tafel des Erzbischofs, zum Bräutigam Jacquelinens proclamirt ward; daß er in Gesellschaft seiner Auserwählten und ihres Vaters in sein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne der Freude in Jacquelinens Augen, da sie im köstlichen Brautschmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einsamkeit ward dazu benutzt — und sagte, indem sie ihre Arme um ihn schlang, mit seelenvoller Stimme: „Io amo!“ — „Tu ama!“ rief er, und kniete vor der freudestrahlenden Göttin.

„Egli ama!“ rief sie felig, hob ihn auf, und indem Beide lispelten: „Noi amamo!“ erstarben alle andern Worte.

E n d e.